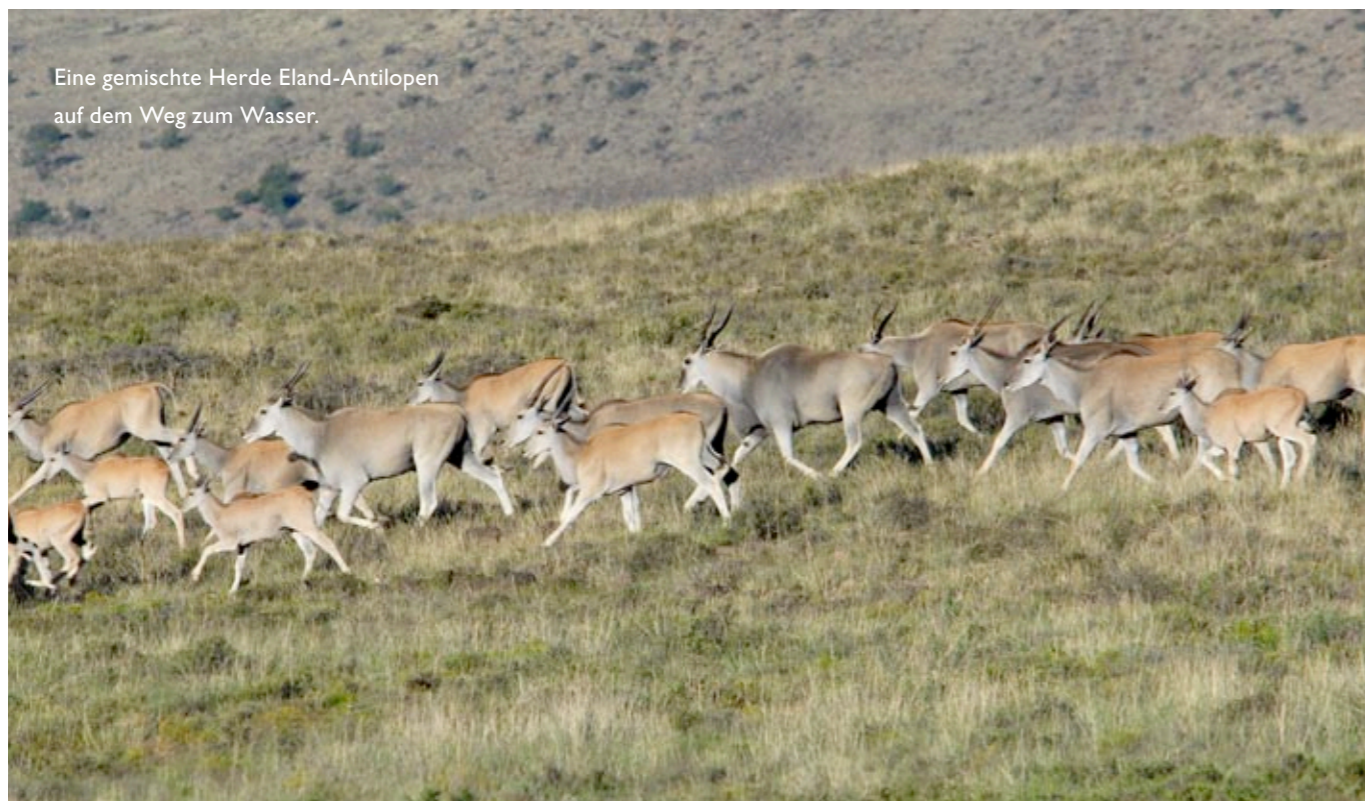


Eine gemischte Herde Eland-Antilopen auf dem Weg zum Wasser.



hatten Duiker und ein paar Riedböcke in den Bergen überlebt. Buschducker, Löffelhunde, Schakale und Karakals kamen von allein zurück, als sie nicht mehr vergiftet wurden. Das große Wild hat er eingekauft und frei gelassen. Heute leben rund 1200 Wildtiere auf der Ranch, und die optimale Besatzdichte ist damit erreicht. Die wichtigsten sind die im Lande immer noch seltenen Kap-Bergzebras. Nur 1 100 Stück gibt es davon, und Peter nennt 51 sein Eigen. Das einst ebenfalls fast ausgerottete Weißschwanz-Wildebeest sowie Kudus, Elenantilopen, Hartebeest, Streifengnus, Impalas, Bless-, Spring- und Wasserböcke ziehen ihre Fährten. Auch Oryx gibt es, aber biologisch sind sie ein Zweifelsfall. Wenn sie in diesem Teil der Ostkapregion je vorkamen, dann war das sicher die südliche Grenze ihres Verbreitungsgebiets. Ganz fremd sind hingegen die Kafue Lechwe und das Damwild, die sich aber ohne Rücksicht auf die Ablehnung ihrer hiesigen Existenz durch den offiziellen Naturschutz in der dichten Vegetation entlang eines Flüsches offensichtlich wohlfühlen. „Ich weiß“, sagt Peter, „ich sollte diese beiden exotischen Wildarten aus Gründen der Wiederherstellung der ursprünglichen Fauna eigentlich herausnehmen. Aber ich bin kein Purist.“ Damwild gibt es in Südafrika immerhin schon seit 100 Jahren, und die Lechwe wurden im Karoo vor vierzig Jahren eingeführt. Peter bekam diese Tiere, als er aus einer Conservancy wieder ausschied, die er selbst mitbegründet hatte, um dem Wild einen größeren Lebensraum ohne Zäune anzubieten. Auch in Südafrika ist das Niederreißen von Grenzpfählen offensichtlich nicht einfach. Die Zukunft gehört aber aus ökologischen Gründen den großen Flächen und nicht den kleinen Farmen. Auch die

Marktnachfrage unterstützt diesen Trend.

Die Vegetation hat sich sichtbar erholt. Auf der Farm gibt es Referenzpunkte, an denen Wissenschaftler jedes Jahr die Entwicklung der Flora untersuchen. Gleichzeitig wird zu Fuß und vom Hubschrauber aus das Wild gezählt und anschließend entschieden, wie viele Tiere von welchen Arten durch Abschuss oder Fang entnommen werden. Gelegentlich kommen auch Jagdgäste, da sie zur Kostendeckung beitragen. Aber dies hat Peter weitgehend eingestellt, da die Farm nicht in erster Linie zum Broterwerb, sondern im Wesentlichen zur Wiederherstellung einer weitgehend traditionellen Fauna und Flora gedacht ist. „Jagd bringt hier aber ohne Zweifel den höchsten Ertrag vom Wild – viel mehr als Tourismus. Denn auch die Kosten sind viel geringer“, sagt Peter. Immerhin besuchen rund 17 000 Jagdtouristen das Land und lassen 215 Millionen US-Dollar zurück. Neuerdings entwickelt sich Skandinavien zum wichtigsten Markt. Die einheimischen Jäger, die meist des Wildbrets wegen jagen, erbringen einen Umsatz von gut 400 Millionen US-Dollar jährlich. Dennoch nimmt die Regierung die Wildindustrie nicht ernst, beklagt Peter. Die zuständige Ministerin verglich die Industrie mit dem Golfspielen. Der Vorwurf, Wild sei ein Hobby reicher Weißer, mag bei manchen Ranchern zwar zutreffen, aber für die Mehrheit ist es ein Wirtschaftszweig, von dem sie leben müssen.

Am Vormittag nach meiner Ankunft schieße ich die geliebten Waffen auf dem Schießstand hinter dem Farmhaus ein. Bis 300 Yards stehen Ziele, und wenn man die flachen Grasebenen am Fuße der Hügelketten sieht, dann glaubt man gerne, dass dort weite Schüsse an der Tagesordnung

sind. Ich bin deshalb gar nicht böse darüber, dass die Brüner 7 mm Remington Büchse, für die ich mich schließlich entscheide, ein Zielfernrohr mit integriertem Entfernungsmesser hat. Um 16 Uhr hat die gleißende Novembersonne zwar immer noch nichts von ihrer Kraft verloren, aber es wird Zeit für die erste Pirschfahrt. Ein Farmarbeiter mit guter Jagderfahrung begleitet mich. „Freek“ spricht Xhosa und Afrikaans, aber nur ein paar Brocken Englisch. Er kennt die Farm natürlich wie seine Westentasche. Ich lasse ihn erst einmal gewähren und folge ihm und stelle bald fest, dass er gar kein schlechter Jäger ist, vielleicht manchmal ein bisschen unvorsichtig. Denn das Wild, das merke ich auch schnell, ist mit Ausnahme einer Herde Impalas, die immer bei der Farm äsen, gar nicht vertraut. In diesem Jahr wurden erst zwölf Stücke erlegt. Bei dem nicht vorhandenen Jagddruck sollte man annehmen, dass die Tiere den Jäger aushalten. Sie sind aber nur wenig an Menschen gewöhnt und im offenen Gelände betragen die Fluchtdistanzen, je nach Wildart, 1000 Meter und mehr. Nein, auf dieser Jagdfarm hat das Wild ganz offenbar keinerlei suizidale Neigungen.

Weißschwanzgnu – ein ganz typischer Südafrikaner und ...

Meine jagdlichen Ziele sind vor allem ein schwarzes Gnu und ein Kudu. Von beiden Wildarten habe ich in meinem Leben erst je ein Stück erlegt, und auf meinen Kudujagden ging meist alles schief, was schiefgehen konnte. Auf der Farm gibt es Streifen- und Weißschwanzgnu, die aber immer voneinander getrennt stehen. Nach neueren Forschungen gab es das Streifengnu, ein reiner Grasfresser der Baumsavannen, wahrscheinlich ursprünglich nur im Norden Südafrikas. Das Weißschwanzgnu hingegen ist mit seiner dichten Decke besser gegen extrem kalte und heiße Temperaturen geschützt und ist als Gras- und Blattfresser ein typischer Bewohner des Karoo.

Die Wildebeest ziehen nur im offenen Gelände und sind zu kleinen Herden zusammengeschlossen. Die alten Bullen hingegen stehen sehr ortstreu allein oder mit ihresgleichen zusammen, und ich sehe bald, dass sie hier reif werden können und einige starke Trophäenträger darunter sind. Wir finden auch einen Gnuschädel mit stark abgeschliffenen Zähnen, der offensichtlich aus Altersgründen hier das Ende seiner Fährte erreicht hat. Freek hat ein ausgezeichnetes Auge für Trophäenstärken, und auf einer Jagdranch weiß ich ja, dass das Wild nicht über alle Berge verschwinden kann, sondern da bleiben muss. Warum also den erstbesten Bullen schießen? Ich will auf einen „großen“ warten, mache ich Freek in meinem bestem Afrikaans mit „groot, groot!“ klar. Doch mehrere Anpirschversuche missglücken. Wir spekulieren manche Herde von weitem auf jagdbare Bullen ab, schließ-

lich sehe ich zwei einzelne Stücke, die in der Nähe einer Erhebung äsen. Die schauen wir uns näher an. Im Wildbret sind sie schon einmal recht stark. Die seltsam skurrile, nach vorne überbaute Figur des „Connochaetes gnou“ mit seinen verdrehten Hörnern amüsiert mich immer wieder. Ich wäre nie in der Lage, dieses Wundertier der Evolution aus dem Gedächtnis zu beschreiben oder gar zu zeichnen. Nach einem ganz weiten Bogen nutzen wir schließlich die Bodenwelle als Sichtschutz. Gekrochen werden muss trotzdem. Mehr als froh bin ich deshalb, dass ich mir bei Peter neben all den anderen Jagdutensilien auch ein paar Knieschoner ausgeliehen habe. Zum ersten Mal in meinem Leben nutze ich solche Dinger, aber bei all den Steinen sind sie eine große Erleichterung. „Eigentlich produzieren wir hier nichts als Gestein“, hat mein Gastgeber scherzend zu mir gesagt, und wenn ich mich umsehe, verstehe ich, was er gemeint hat. Schwer vorstellbar, dass man auch im Karoo versucht, das bisschen Erdkrume aufzuritzen und Ackerbau zu betreiben. Die Folge ist Steppenbildung, genauso wie bei der Viehzucht. Wildwirtschaft ist die einzige Art und Weise, diese karge Landschaft zu nutzen, ohne sie zu schädigen.

Irgendwann schiebe ich mich vorsichtig über die Bodenwelle, suche einen Stein als Unterlage, polstere ihn etwas mit meiner Kappe und messe die Entfernung: 250 Meter, 260 Meter, der Bulle zieht langsam schräg von mir weg. Lange darf ich nicht mehr fackeln. Der Wind ist zwar nicht allzu stark, aber die Grenze für einen noch vertretbaren Schuss wird bald überschritten sein. Und dieser Bulle ist ein sehr ordentlicher Vertreter seiner Gattung. Das sähe ich sogar selbst, ohne dass Freek mich von der Seite mit kaum unterdrückter Begeisterung zum Schuss motivieren würde. Nur jetzt nicht verreißen und langsam den vom Büchsenmacher überarbeiteten, ganz trockenen Abzug der Brüner durchziehen, als das Gnu einmal kurz verhofft und auch noch breit steht. Die Kugel ist auf dem Weg, und da kommt der erlösende Kugelschlag. Zehn Schritt macht der Bulle, um dann in einer Staubwolke noch einmal Läufe, Haupt und die weiße Schwanzquaste durcheinander zu wirbeln, bis Ruhe einkehrt.

... Kafue Lechwe – ein Exot

Am nächsten Morgen suchen wir einen Kudu. Wir sind hoch in die Berge gefahren und glasen von oben die Täler ab. Bushmannskoop, die höchste Erhebung, ist immerhin über 2000 Meter hoch. Einige Gruppen von Kudus sehen wir. Es sind meist Alttiere mit Kälbern, manchmal ist ein junger Bulle dabei. Später pirschen wir durch das Flusstälchen, da in der dichten Vegetation Kudus vom Wasser wegziehen. Stattdessen stoßen wir aber auf zwei Kafue Lechwe. Ich hatte zwar gesagt,